

Auszug aus:

Karen Schönwälder (ed.) (2007). Residential Segregation and the Integration of Immigrants: Britain, the Netherlands and Sweden. Berlin, WZB Discussion Paper SP IV 2007-602.

Karen Schönwälder

Siedlungskonzentrationen und Integration: eine Zwischenbilanz

In drei Länderstudien wurden vorstehend Ausmaß und Grundmuster der Siedlungskonzentration eingewanderter Minderheitengruppen sowie mögliche Zusammenhänge dieser Siedlungsstrukturen mit den Arbeitsmarkt- und Bildungschancen, sozialen Netzwerken und Orientierungen von Einwanderern diskutiert. Welche Erkenntnisse und Schlussfolgerungen ergeben sich aus diesen Analysen der britischen, niederländischen und schwedischen Situation für die deutsche Debatte? Wie kann – bei aller angesichts des Forschungsstandes notwendigen Vorsicht – der Kenntnisstand eingeschätzt werden?

Zunächst kann konstatiert werden, dass eine neue empirische Annäherung an eine alte Kontroverse stattfindet. In den USA angestoßen durch W.J. Wilson's Thesen zur ‚Kultur der Armut‘, in Europa durch aktuelle Sorgen über den gesellschaftlichen Zusammenhalt und einen stagnierenden Integrationsprozess großer Einwanderergruppen, wird erneut lebhaft darüber diskutiert, ob Einwandererkolonien bzw. „ethnische Enklaven“ vor allem ein gängiges Merkmal ethnisch pluraler Gesellschaften, ein Schutzraum für neu zugewanderte MigrantInnen oder aber eine Mobilitätsfalle und ein Ausdruck gefährlicher Spaltungslinien innerhalb der Gesellschaft sind. Lange standen sich als Alternativen formulierte Positionen hier relativ unversöhnlich gegenüber. Es wäre wünschenswert, heute über eine Wiederholung bekannter Argumente und die Reaktivierung alter Konfliktlinien hinaus zu gelangen und auf Basis einer empirischen Überprüfung kontroverser Annahmen besser begründete Urteile zu erzielen. Inwieweit liegen hierfür bereits aufschlussreiche Erkenntnisse vor bzw. in welche Richtung weisen die in den vorstehenden Länderstudien berichteten Forschungen?

Sowohl in positiven Sichtweisen der Einwandererkolonie als auch negativen Bewertungen der Siedlungskonzentration spielen Annahmen über eine Wirkung sozialräumlicher Strukturen auf Individuen, Gruppen und soziale Beziehungen eine Rolle. Neben etlichen anderen Faktoren, die auf individuelle Lebenschancen und Orientierungen ebenso wie auf kollektive Strukturen und Orientierungen Einfluss nehmen, wird einer Wohnumgebung, die von der Anwesenheit einer großen Anzahl von MigrantInnen bzw. Angehörigen einer bestimmten ethnischen Gruppe geprägt ist, ein eigenständiger Einfluss zugeschrieben. Die diesbezüglichen Hypothesen überschneiden sich in vieler Hinsicht mit Argumentationen zu angenommenen Wirkungen einer Konzentration von Armut und Arbeitslosigkeit („soziale Brennpunkte“), und nicht immer wird trennscharf zu den sich häufig überlagernden, aber doch sehr unterschiedlichen Phänomenen von ethnischer und sozialer Segregation argumentiert.

Forschungsergebnisse liegen vor allem zu den Auswirkungen einer Konzentration von Armut und Arbeitslosigkeit – in den USA häufig auch dem Niveau der Kriminalität – in der Wohnumgebung auf die Individuen vor. In Europa gibt es zu dem Gesamtkomplex allerdings noch recht wenige empirische Studien. Noch geringer ist die Zahl der Studien, die speziell die Be-

deutung einer Siedlungskonzentration von Angehörigen ethnischer Minderheiten untersuchen. Selbst in Schweden, wo die Datenlage fast optimal ist, liegen noch kaum Studien vor, die versucht haben, Wohnumfeldeffekte und hier insbesondere die Wirkungen ethnischer Konzentration zu messen. Dennoch sollen hier die Anhaltspunkte und ersten Erkenntnisse, die in den für die AKI angefertigten Expertisen und einigen weiteren Veröffentlichungen aufgewiesen wurden, zusammenfassend dargestellt werden. Dabei wird neben den hier abgedruckten Länderstudien auf die parallel erscheinenden AKI-Veröffentlichungen von Dietrich Oberwittler zu Neighbourhood Effects und von Janina Söhn und Karen Schönwälder zu den Siedlungsstrukturen von MigrantInnen in Deutschland Bezug genommen.

Zu den prinzipiellen Zusammenhängen zwischen Wohnumfeld einerseits und Lebenschancen, Orientierungen und Gruppenbeziehungen andererseits liegen etliche Hypothesen, allerdings kein umfassendes und allgemein akzeptiertes Modell vor. Wie etwa Douglas Massey erläutert, gibt es zu den vermittelnden sozialen Mechanismen Spekulationen, die sich konzentrieren auf „peer influences, cultural diffusion, the imitation of role models, access to networks, and collective efficacy (2004: 2; vgl. auch Oberwittler 2007; Friedrichs/Galster/Musterd 2003; Durlauf 2004 zu methodischen Fragen und vor allem der US-amerikanischen Literatur). Die in der Literatur formulierten Annahmen¹ lassen sich grob sortieren in solche, die sich beziehen auf erstens das Wohnumfeld als Gelegenheitsstruktur, zweitens das Wohnumfeld als strukturierenden Kontext sozialer Prozesse und drittens auf Interaktionen zwischen Vierteln und ihrer Umwelt. Zum Teil überschneiden sich diese Ebenen, indem etwa das Wohnumfeld auch als Gelegenheitsstruktur für soziale Kontakte angesehen werden kann.

- Das Wohnumfeld als Gelegenheitsstruktur: In dem Maß, in dem zwischen Stadtvierteln Merkmale, wie die Anteile bestimmter Gruppen an der Bevölkerung, aber auch Infrastrukturmerkmale differieren, sind deren BewohnerInnen unterschiedlichen Opportunitätsstrukturen ausgesetzt. Angenommen wird zum Beispiel, dass die im Wohnumfeld vorhandenen Beschäftigungsmöglichkeiten (auch positiv: eine ethnische Ökonomie) die individuellen Erwerbschancen mit beeinflussen. Die Bevölkerungszusammensetzung könnte im Sinne der Gelegenheiten zum interethnischen Kontakt und zur Kommunikation mit Muttersprachlern (Erwerb der Landessprache) relevant sein. „Ethnische Konzentrationen im Wohnumfeld bilden Bedingungen, bei denen die alltäglichen Zugänge zu akkulturativen Lernumwelten schon strukturell schwieriger werden“ und zwar gerade für Kinder, argumentiert etwa Hartmut Esser (2006c: 352). Die Anwesenheit einer großen Zahl von Angehörigen einer Herkunftsgruppe kann darüber hinaus als günstige Gelegenheitsstruktur für die Ausbildung von Community-Strukturen (auch für die Bewahrung von Identitäten, für eine soziale Kontrolle) und als Basis für ethnische Eliten aufgefasst werden.
- Das Wohnviertel wird in mehrerlei Hinsicht als strukturierend für soziale Prozesse gesehen. Angenommen wird, dass seine Bevölkerungszusammensetzung die sozialen Kontakte und Netzwerke beeinflusst. Daneben wird den gegenseitigen Einflüssen der Viertelbe-

¹ In der Regel beziehen sich diese Annahmen auf derartige Mechanismen allgemein, nicht speziell auf ethnische Konzentrationen. Hier werden aber für die Integration von MigrantInnen relevante Zusammenhänge hervorgehoben.

wohner eine prägende Wirkung auf individuelle Normen und Orientierungen unterstellt und zwar durch Peer Groups, gelebte Vorbilder/Rollenmodelle und im Wohnviertel vorherrschende Normen und Verhaltensweisen. Die allgemeinen Mechanismen, über die eine Wirkung des Wohnumfeldes vermittelt würde, wären hier soziales Lernen allgemein und insbesondere die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen. „In einer Nachbarschaft, in der vor allem Modernisierungsverlierer, sozial Auffällige und sozial Diskriminierte konzentriert wohnen, sind vor allem bestimmte (abweichende) Normen und Verhaltensweisen repräsentiert, andere „mainstream“ hingegen nicht oder immer weniger. Dies führt zu einer stärkeren Dominanz der abweichenden Verhaltensmuster, von denen nun ein Anpassungsdruck ausgeht“ (ILS 2003: o.S.; ganz ähnlich Häußermann 2005: 44). Auf MigrantInnen bezogen könnte vermutet werden, dass in einem von einer starken Präsenz der eigenen Gruppe geprägten Umfeld besondere Normen der ethnischen Gruppe effektiver weitergegeben und erhalten werden. Die geringe Repräsentanz von Alteingesessenen als „Rollenmodellen“ könnte das Erlernen von im Einwanderungsland üblichen Verhaltensweisen und Normen erschweren.²

Insbesondere in der US-amerikanischen Forschung und Arbeiten zur Kriminalität wird darüber hinaus dem Phänomen der „neighborhood 'collective efficacy'“ relevante Bedeutung zugemessen (vgl. Morenoff/Sampson/Raudenbusch 2001: 7). Gemeint ist hiermit eine Kombination von Vertrauen, gemeinsamen Erwartungen und der Bereitschaft, sich für die Angelegenheit der Gemeinschaft – in diesem Falle des Wohnviertels – einzusetzen und etwa soziale Kontrolle auszuüben. Dies wiederum könnte – ebenso wie soziale Netzungen durch Vereine etc. – von der Präsenz integrierter sozialer Gruppen abhängen. Ethnische Gemeinschaften könnten intern eine derartige *collective efficacy* stärken. Andererseits könnten scharfe soziale Distanzen zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen ihr entgegenstehen. Heitmeyer und Anhut nehmen darüber hinaus an, dass die räumliche Konzentration einer Reihe von Problemlagen die Fähigkeiten, „das für ein gedeihliches Zusammenleben mit anderen ethnischen Gruppen erforderliche Maß an Integrationsleistung und Konfliktbewältigung“ zu erbringen, vermindert (Anhut/Heitmeyer 2000: 29). Das Zusammenfallen von Fremdheits- und Kontakterfahrungen mit besonderen sozialen Belastungen in einem sozialräumlichen Kontext sei ungünstig (ebd.: 35, 44).³

- Drittens schließlich werden Wohnumfeldeffekte durch Interaktionen mit der Außenwelt vermutet. Angenommen wird hier, dass eine Stigmatisierung bestimmter Wohnviertel und ihrer BewohnerInnen etwa deren Arbeitsmarktchancen mindert.⁴ Außerdem wird vermutet, dass MigrantInnen und sozial schwächer Gestellte weniger in der Lage sind, ihre Inte-

² Implizit ist hier wohl die Vorstellung, dass Mittelschicht-typische Normen und Verhaltensweisen angenommen werden

³ Empirisch konnte ein derartiger Zusammenhang von Konfliktpotenzial und sozialräumlichem Kontext allerdings nicht eindeutig nachgewiesen werden, vgl. Anhut/Heitmeyer 2000: 556-561.

⁴ Vgl. auch die Hypothesen von Richard Florida (2002), für den kreative Zentren auch Zentren der Toleranz und Vielfalt sind; u. a. ethnische Pluralität also unter bestimmten Bedingungen eine positive Ausstrahlungskraft entwickelt und mitentscheidend für die Anziehungskraft und Leistungsfähigkeit einer Stadt ist.

ressen wirksam innerhalb der Stadt vorzubringen. Vorrangig von ihnen bewohnte Stadtviertel könnten politisch nur schlecht repräsentiert sein.⁵

Methodologisch ist es nicht einfach, zum Teil vielleicht unmöglich, die oben skizzierten vermuteten Wirkungszusammenhänge voneinander und von anderen, individuellen Faktoren zu trennen. So verweist Nick Buck darauf, „that individuals interact with their neighbourhoods in complex ways which may in the end make it difficult to disentangle the individual from the area either conceptually or in terms of data“ (Buck 2001: 2258). Tatsächlich verweisen vorliegende Studien durchweg auf Unsicherheiten in der Interpretation zumeist lediglich beobachteter Korrelationen, deren Ursachen schwer eindeutig zu fixieren sind. Im Folgenden werden einige Forschungsergebnisse zu einzelnen Wirkungen des Wohnumfeldes auf Individuen zusammengestellt. Dabei ist zu konstatieren, dass bislang die unterschiedlichen Hypothesen nicht in vergleichbarem Maß empirischen Überprüfungen unterzogen worden sind, sondern vorliegende Arbeiten sich vor allem auf interethnische Kontakte und soziale Netzwerke beziehen.

Zu den unmittelbar plausibel erscheinenden Annahmen gehört die Vermutung, dass **Kontakte zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen** durch die Begegnung im Wohngebiet gefördert bzw. durch ein getrenntes Wohnen vermindert werden. Tatsächlich weisen die Ergebnisse von zwei vorn von Musterd/Ostendorf angeführten Untersuchungen in den Niederlanden darauf hin, dass der Grad der Siedlungskonzentration das Ausmaß interethnischer Kontakte beeinflusst.⁶ Dabei zeigt die hier angeführte Studie von Gijsberts/Dagevos auch, dass gerade alteingesessene Niederländer vor allem dann Kontakte zu Minderheitenangehörigen haben, wenn sie in einer gemischten Wohngegend leben. Für eine Reihe Minderheitengruppen werden Unterschiede im Ausmaß interethnischer Kontakte je nach Bevölkerungszusammensetzung im Wohngebiet gezeigt. Bemerkenswert ist allerdings auch, dass etwa unter der türkeistämmigen Bevölkerung selbst dann, wenn es kaum andere Türken im Wohngebiet gibt, noch über 50% Kontakte vor allem in der eigenen ethnischen Gruppe haben (vgl. vorn S. 56).

Auch die von Oberwittler in seiner Studie für die AKI präsentierten Ergebnisse zeigen, dass in Deutschland interethnische Freundschaften unter Jugendlichen (13-16-Jährige) mit der Zusammensetzung der Bevölkerung in deren unmittelbarer Umwelt zusammenhängen. Generell haben 50 bis 60% aller Jugendlichen überwiegend lokale Freundschaftskreise innerhalb ihres Wohngebiets. Nur Migrant*innenjugendliche, die in Gegenden leben, wo es wenige andere Migrant*innenjugendliche gibt, suchen demnach häufig außerhalb des Wohngebiets ihre Freunde – offenbar spielen hier ethnische Präferenzen (und eben nicht nur die durch das Wohngebiet

⁵ Die Ergebnisse eines an der Humboldt-Universität durchgeführten Projekts allerdings relativieren diese These; die marginalisierten Quartiere würden in der Stadtpolitik nicht systematisch benachteiligt, vgl. Häusermann 2006.

⁶ Vgl. auch die englischsprachige Zusammenfassung der Studie, in der konstatiert wird: “high concentrations of ethnic minorities in a neighbourhood have consequences mainly for the degree of contact between the indigenous and ethnic populations” (Gijsberts/Dagevos 2005, English summary). “The same applies for the native population. Indigenous Dutch people come into contact with members of minorities more often if they live in a mixed neighbourhood. Where there is the opportunity for contact, as in mixed neighbourhoods, this is also more likely to take place.”

gegebenen Gelegenheiten) eine Rolle.⁷ Dennoch hat die große Mehrheit unter den Jugendlichen mit Migrationshintergrund mindestens einen engen deutschen Freund/Freundin, und zwar auch in den segregierten Gebieten. Hierfür dürfte auch die Tatsache verantwortlich sein, dass in Deutschland selbst „segregierte Gebiete“ noch Gebiete mit hohen Bevölkerungsanteilen alteingesessener Deutscher sind. Deutsche aber, die in Gebieten mit geringer MigrantInnenzahl leben, haben am seltensten nicht-deutsche Freunde. Bei MigrantInnen Jugendlichen sind die Unterschiede nach Wohngebiet weniger deutlich. Während in Gebieten mit geringer Segregation 23% nur Freunde eigener Ethnizität haben, sind dies auch in als hoch segregiert eingeordneten Gebieten nicht mehr als 31%.

In der insgesamt in Deutschland nicht sehr umfangreichen Forschung über die sozialen Netzwerke von MigrantInnen werden nur selten deren Zusammenhänge mit Charakteristika des Wohngebiets thematisiert. So untersuchten Boos-Nünning und Karakaşoğlu (2005) in ihrer Studie über junge Frauen mit Migrationshintergrund Zusammenhänge zwischen der Wahl der drei engsten Freunde und Freundinnen und dem „Wohnmilieu“.⁸ Dabei wurden gewisse Unterschiede festgestellt, die Autorinnen heben aber hervor, dass „auch von denjenigen, die in einem deutschen oder in einem gemischten Wohnumfeld leben, [hat] ein erheblicher Teil Freundinnen und Freunde ausschließlich oder überwiegend mit eigenem ethnischen Hintergrund“ hat (Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005: 158).⁹ Andere Studien betonen allerdings, wie ja auch Oberwittlers oben zitierte Arbeit, die Häufigkeit *interethnischer* Beziehungen bei MigrantInnen.¹⁰ Ob derartige Unterschiede auf Geschlechterdifferenzen, Unterschiede zwischen Herkunftsgruppen oder zwischen dem engeren und weiteren Netzwerk (gefragt wird mal nach den drei engsten Bezugspersonen, mal nach Freunden generell) oder andere Faktoren zurückgeführt werden müssen, ist noch ungeklärt.

Insgesamt gibt es keine deutlichen Hinweise darauf, dass das Wohnumfeld für die sozialen Beziehungen von MigrantInnen bzw. Angehörigen ethnischer Minderheiten eine determinierende Rolle spielt.¹¹ Eher noch scheint dies einen Einfluss darauf zu haben, ob Angehörige

⁷ Denkbar ist darüber hinaus, dass eine distanzierte Haltung der deutschen Jugendlichen die jungen MigrantInnen dazu zwingt, Freunde der eigenen Herkunftsgruppe zu suchen.

⁸ Das Wohnmilieu wurde hier über die subjektive Einschätzung der eigenen Wohngegend und des eigenen Mehrfamilienhauses erfasst (527); es wird nicht erläutert, wie genau hieraus z. B. die Kategorie „ethnisches Umfeld“ gebildet wird.

⁹ In einem noch unveröffentlichten Paper untersuchen Anita Drever und William Clark (2006) anhand von Daten des SOEP Zusammenhänge zwischen Wohnumfeld und der Zusammensetzung des engsten Freundeskreises (im Rahmen des SOEP wird nach den drei engsten Bezugspersonen außerhalb des eigenen Haushalts gefragt). Sie stellt weder bei Deutschen noch bei Türken derartige Zusammenhänge fest.

¹⁰ Vgl. Haug (2003), die basierend auf Daten des 2000 durchgeführten Integrations surveys des BiB mit 3685 Befragten zu dem Ergebnis kommt, interethnische Kontakte seien bei MigrantInnen „recht häufig“. Gefragt nach der Staatsangehörigkeit der Freunde, nannten 55 bis 80% deutsche Freunde, während derartige Kontakte bei Deutschen viel seltener waren (722-23). Vgl. dort auch Hinweise auf Daten des Sozioökonomischen Panels (SOEP), wo allerdings nur nach den drei engsten Kontakten außerhalb des eigenen Haushalts gefragt wird.

¹¹ Bernhard Nauck warnte 1988, „dass es sich um ein ethnozentristisches Mißverständnis handelt, wenn von der Häufigkeit des Auftretens von ‚sichtbaren‘ Ausländern in bestimmten Wohnquartieren darauf geschlossen wird, dass diese dann auch untereinander intensive Beziehungen hätten“ (Nauck 1988: 326). Er selbst untersuchte bei türkischen Familien den Einfluss des Wohnquartiers auf Häufigkeit und Art der Kontakte mit der Verwandtschaft und Freunden. In der Schweiz kam eine Studie in drei Städten zu dem Ergebnis: „Die sozialräumlichen und –demographischen Strukturen der Städte und Quartiere üben also keinen determinierenden Einfluss auf die Dynamik transethnischer Beziehungen aus.“ Die Wahrscheinlichkeit solcher Beziehungen hänge nicht davon ab, ob jemand in einem segregierten oder weniger segregierten Stadtteil wohne (Wimmer 2002: 22).

der Bevölkerungsmehrheit Freundschaften mit Minderheitenangehörigen schließen. Für Kinder und Jugendliche könnte eher die Schule als das Wohngebiet wichtig sein. Die Zusammensetzung der Schülerschaft der besuchten Schule spiegelt dabei nicht immer die Bevölkerungsstruktur im Wohngebiet wider. Vermutlich gibt es Unterschiede zwischen einzelnen Gruppen. Bezogen auf vor allem Türkeistämmige vermuten etliche WissenschaftlerInnen, dass für deren soziale Netzwerke vor allem familiäre Beziehungen, aber auch die gemeinsame Herkunft eine wichtige Rolle spielen, dies aber nicht Ergebnis einer ethnischen Siedlungskonzentration, sondern Ausdruck von Präferenzen ist (vgl. zu turkeistämmigen MigrantInnen in Deutschland Nauck/Kohlmann 1998; Gestring/Janssen/Polat 2006; Blasius/Friedrichs 2004). Die Bedeutung des Wohngebiets als Grundlage sozialer Beziehungen wird auch in der internationalen Forschung zu ethnischen Gemeinschaften infrage gestellt, wo häufig argumentiert wird, dass diese immer weniger auf räumlicher Nähe basierten. Andreas Wimmer etwa warnt vor einer Tendenz in der Migrationsforschung, „soziale Interaktionsfelder räumlich zu definieren und damit die Raumdimension sozialer Strukturbildung zu verabsolutieren“ (2002: 6).¹²

Auch bezüglich der Prägung von **Normen, Einstellungen und Verhaltensweisen** durch sozialräumliche Kontexte konnten die für die AKI angefertigten Expertisen nur vereinzelte Hinweise ausmachen. So zeigt Oberwittler (2007), dass bei Mädchen mit Migrationshintergrund die Einstellungen zu Geschlechterrollen deutlich je nach Wohnumfeld variieren. Sie sind „moderner“ bei Mädchen, die in Wohngebieten mit einem geringen Migrantenanteil leben und „konservativer“, wo die Migrantenanteile hoch sind. Dies spricht dafür, dass die Vermittlung sozialer Normen und die soziale Kontrolle über deren Einhaltung durch das Zusammenleben der Gruppe im Wohngebiet erleichtert wird (vgl. entsprechend vorn auch Peach). Allerdings kann ein solches Einzelergebnis allenfalls als Indiz für die Existenz derartiger Zusammenhänge gewertet werden.

Zur Vorsicht geben auch Ergebnisse einer Auswertung von SOEP-Daten durch Anita Drever Anlass. Hier ging es darum, ob Zusammenhänge zwischen dem Wohnumfeld und der Einstellung zur deutschen Gesellschaft bzw. der Herkunftskultur nachgewiesen werden könnten. Dabei kam Drever zu dem Ergebnis, dass der Tatbestand, ob jemand in einer „ethnic neighbourhood“¹³ lebt, nicht relevant dafür sei, ob er oder sie den Deutschen und der deutschen Kultur distanziert gegenüberstehe (2004: 1432). Auch das Streben danach, die Herkunftskultur zu erhalten, sei bei denjenigen, die in Wohngebieten mit hohen Ausländeranteilen lebten, nicht weiter verbreitet als anderswo (2004: 1435). Drever schlussfolgert, dass die These, “that the ethnic make-up of where one lives plays a determining role in one’s social interactions – does not necessarily hold true in all contexts” (2004: 1436).

Oberwittlers Analysen (2007) bieten auch Material zu der Hypothese, dass es in von Armut geprägten Wohngebieten zu einem Normenverfall und in diesem Zusammenhang auch zu höheren Kriminalitätsraten kommt. Einen möglichen Wohnumfeldeffekt, also eine leicht höhere Jugendkriminalität, wenn die Jugendlichen in Gebieten konzentrierter Armut wohnten

¹² Alba und Denton argumentieren: „Space is less determinative of strong ties today.“ Und weiter: “Ethnic infrastructures are therefore less dependent on proximity and spatial concentration.” (2004: 257-8).

¹³ Dies sind hier Gebiete (Postleitzahlbezirke) mit mindestens 25% AusländerInnen.

und vor allem dann, wenn auch ihre Freunde aus dem Wohngebiet kamen, fand er vor allem für deutsche Jungen. Bei Mädchen war der Zusammenhang weniger stark. Jugendliche mit Migrationshintergrund neigten in unterschiedlichen Wohngebieten in ähnlichem Maß zur Delinquenz. Unter Mädchen waren sogar diejenigen aus besseren Wohngebieten häufiger delinquent. Eine schlüssige Erklärung für solche Unterschiede gibt es bislang nicht. Offenbar wirken sich sozialräumliche Bedingungen, wenn überhaupt, unterschiedlich auf unterschiedliche Bevölkerungsgruppen aus.

Hypothesen zu den Auswirkungen des Wohngebiets auf die **Erwerbschancen** seiner BewohnerInnen basieren – neben einem angenommenen Einfluss von Rollenmodellen auf Einstellungen zur Erwerbstätigkeit und zu mit Erwerbsarbeit verknüpften Verhaltensweisen wie Pünktlichkeit, Disziplin etc. – wesentlich auf Annahmen über die Bedeutung sozialer Netzwerke. So betont vorstehend Andersson, dass nach jüngeren schwedischen Forschungsergebnissen bei der Rekrutierung von Beschäftigten informelle Kanäle und soziale Netzwerke eine große Rolle spielten. Eine fehlende Anbindung an solche „schwedischen“ Strukturen könne eine Benachteiligung von Einwanderern bedeuten. In Deutschland hat Manuela Brandt (2005; 2006) für Niedrigeinkommensbezieher allgemein, also nicht speziell für MigrantInnen, die Relevanz sozialer Beziehungen für den Ausstieg aus der Erwerbslosigkeit untersucht und deren große Bedeutung hervorgehoben. Entscheidend seien Größe und Heterogenität der Netzwerke.

Allerdings gibt es offenbar kaum empirische Ergebnisse, die sich speziell auf MigrantInnen bzw. Angehörige ethnischer Minderheiten beziehen.¹⁴ In unseren drei Länderstudien führt allein Andersson auf Schweden bezogene Ergebnisse an. Demnach konnte nicht nachgewiesen werden, dass Minderheitenangehörige aus dem Leben in ethnischen Konzentrationsgebieten ökonomische Vorteile ableiten können. Vielmehr argumentiert Andersson, dass unter bestimmten Bedingungen die Bewohner derartiger Gebiete Einkommensnachteile erlitten. Die Ursachen hierfür – so seine Hypothese – könnten einmal eine Stigmatisierung bestimmter Wohngebiete und ihrer Bewohner sowie zweitens die geringere Funktionalität solcher lokal verorteter sozialer Netzwerke sein.

Erste Befunde, die Drever und Spieß (2006) für Deutschland auf Basis von Daten des SOEP vorlegten, bestätigen dies nicht eindeutig. Sie zeigen vor allem, dass persönliche Netzwerke wichtig sind für die Jobsuche, insbesondere bei jungen und weniger gebildeten MigrantInnen. Deren Bedeutung variiere aber nicht mit dem Wohnumfeld.¹⁵ Vor zu einfachen Schlussfolgerungen warnt auch Peach in seiner vorstehenden Analyse, der unter Verweis auf das Beispiel der Briten indischer Herkunft argumentiert, dass beruflicher Erfolg und eine relativ enge soziale Einbindung innerhalb der eigenen ethnischen Gemeinschaft durchaus vereinbar sein könnten. Unter welchen Bedingungen dies der Fall ist und welche konkreten Konstellationen beruflichen Karrieren eher entgegenstehen, muss noch weiter erforscht werden.

¹⁴ Das IAB hat Erkenntnisse zur Arbeitssuche von MigrantInnen veröffentlicht, konzentriert sich aber hier auf den Einfluss der Deutschkenntnisse, vgl. Nivorozhkin u.a. 2006. Zu Großbritannien vgl. Clark/Drinkwater, die ethnische Konzentrationen als eher hinderlich für eine selbständige Erwerbstätigkeit sehen (2002: 20f.).

¹⁵ Diese zusätzliche Information verdanke ich Anita Drever.

Neben ihrer Arbeitsmarktintegration werden in den letzten Jahren auch die schulischen Bildungswege von MigrantInnen verstärkt untersucht. Das Wohnumfeld könnte deren **Bildungschancen** insofern beeinflussen, als es allgemeiner Kontext des schulischen Lernens ist und die Zusammensetzung der Schülerschaft einer Schule bzw. Schulklasse beeinflusst. In zwei AKI-Forschungsbilanzen wurden bereits Effekte der Wohngebietsstruktur auf Bildungschancen von Kindern und Jugendlichen sowie allgemeiner den Erwerb der Landessprache durch MigrantInnen erörtert. Sowohl Schofield (2006) als auch Esser (2006a) kamen dabei zu dem Ergebnis, dass wahrscheinlich derartige Zusammenhänge existieren und durchaus relevant sein könnten. Dies gilt vor allem, weil in der Regel hohe MigrantInnenanteile und soziale Benachteiligung zusammenfallen und unterschiedliche Benachteiligungen zusammenwirken. Selbst wenn es keinen eigenständigen Einfluss eines hohen Anteils von SchülerInnen aus Migrantenfamilien gäbe, argumentiert Schofield, „ist davon auszugehen, dass die Konzentration von SchülerInnen mit Migrationshintergrund aufgrund der engen empirischen Verflechtung mit dem niedrigen sozioökonomischen Status und schwächeren schulischen Leistungen mit größeren Leistungsdifferenzen einhergeht. Der negative Einfluss eines hohen Anteils von SchülerInnen aus einkommensschwachen Familien und von SchülerInnen mit geringeren Eingangsfähigkeiten (eine Zusammensetzung von Schulklassen, wie sie sich in Deutschland überwiegend in den Hauptschulen findet) ist [...] sehr gut belegt.“ (Schofield 2006: 100)

In den hier publizierten Länderstudien wurden über die Auswirkungen ethnischer Konzentrationen keine eindeutigen Ergebnisse berichtet. So finden Musterd und Ostendorf in den Niederlanden keine Evidenz für einen negativen Einfluss hoher schulischer (ethnischer) Segregation auf die Schulleistungen. Denkbar ist, wie von ihnen vermutet, dass staatliche Interventionen, vor allem die in den Niederlanden deutlich höheren finanziellen Zuwendungen an Schulen mit hohen Anteilen von SchülerInnen aus bestimmten Migrantengruppen und sozial benachteiligten Familien, Nachteile, die sich aus eingeschränkten Kenntnissen der Landes- und Unterrichtssprache, der sozialen Zusammensetzung der Schülerschaft u. a. ergeben können, ausgleichen (vgl. auch Schofield 2006: 98-99). Dies würde eine große Wirkungsmöglichkeit politischer Interventionen zeigen.

Auch Forschungen in Schweden ergeben kein eindeutiges Bild, allerdings gibt es dort Hinweise auf moderate negative Effekte sehr hoher Anteile von Migrantenkinder in der Schülerschaft. Vermutet wird in den schwedischen Studien, dass dies auf Eingewöhnungsprobleme und eine u. a. durch Sprachprobleme ungünstigere Lernumgebung zurückgeführt werden kann.¹⁶

In Großbritannien sind detaillierte empirische Untersuchungen von Zusammenhängen zwischen Wohnumfeld und Bildungserfolg noch selten. Peach verweist vorstehend auf Arbeiten eines Teams an der Universität Bristol. Am Beispiel der indischen bzw. pakistanischen Siedlungsschwerpunkte Leicester und Bradford untersuchten Johnston, Wilson und Burgess

¹⁶ Vgl. auch Brännström 2007, der Schul- und Wohngebietseffekte auf die Abschlüsse von SchülerInnen in höheren Sekundarschulen untersucht, wobei er allerdings nicht den Effekt ethnischer Konzentrationen, sondern den konzentrierter sozialer Benachteiligung betrachtet. Die Resultate sind nicht eindeutig, Effekte werden allenfalls für männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund festgestellt, wobei die Wohnumgebung für allenfalls ca. 3% der Varianz verantwortlich sei.

(2007) Korrelationen zwischen der ethnischen Zusammensetzung der Schülerschaft von Schulen und den Ergebnissen in Leistungstests. Die Ergebnisse sind widersprüchlich: Während für indischstämmige SchülerInnen keine signifikanten Korrelationen gezeigt werden können, gilt für die SchülerInnen pakistanischer Ethnizität, dass deren Schulleistungen umso besser sind, je höher der Anteil „weißer“ SchülerInnen an ihrer Schule ist. Nicht geklärt werden konnte, ob dies darauf zurückzuführen ist, dass leistungsstärkere SchülerInnen pakistanischer Ethnizität häufiger ‚weiße‘ Schulen besuchen, also eher ein Selektionseffekt als ein Effekt der ethnischen Zusammensetzung der Schülerschaft vorliegt.

Hohe Anteile von SchülerInnen aus ethnischen Minderheiten bzw. Migrantenfamilien beeinflussen offenbar nur unter bestimmten Umständen die Schulleistungen. Dies dürfte an erster Stelle der Fall sein, wenn hohe Anteile der SchülerInnen einzelner Klassen die Landessprache nicht gut beherrschen und sich dadurch etwa das Lerntempo insgesamt verringert (vgl. zur Sprache Esser 2006a: bes. 32ff., 68ff.; vgl. auch Esser 2006c: insbes. 337-371).¹⁷ Daneben könnten sich, wie Schofield bemerkt, hohe Anteile von SchülerInnen aus Migrantenfamilien bzw. ethnischen Minderheiten insofern beeinträchtigend auswirken, als LehrerInnen unter Umständen mit niedrigeren Erwartungen und einem weniger anspruchsvollen Lehrprogramm reagieren (2006: 100-103). Unter Umständen sind in Wohnvierteln mit hohen Migrantenanteilen Schulausstattung und Qualifikation der LehrerInnen schlechter.

Darüber hinaus vermutet Esser, dass insbesondere bei hohen ethnischen Konzentrationen im Wohngebiet und dabei institutionell gut ausgebauten ethnischen Gemeinden auch außerhalb der Schulen Bedingungen existieren, die einer sprachlichen Assimilation von fremdsprachigen Einwanderern entgegenwirken. Insbesondere würden die Motivation zum Erwerb der Landessprache und die Gelegenheiten hierzu vermindert (2006a: 31, 33). International seien derartige Effekte gut belegt; für Deutschland allerdings nicht nachgewiesen (2006a: 44; Esser 2006c: 144, 148ff.). Tatsächlich könnten in Deutschland – und einigen europäischen Nachbarländern – die Siedlungskonzentrationen einzelner ethnischer Gruppen so gering und die Institutionalisierung ethnischer Gemeinschaften so wenig entwickelt sein, dass die befürchteten Effekte nicht eintreten (vgl. ähnlich Esser 2006c: 152, 154).

Prinzipiell ist davon auszugehen, dass – sofern die angenommenen Wohnumfeldeffekte auf individuelle Lebenschancen sowie individuelle und kollektive Normen und Verhaltensweisen überhaupt existieren – ihre Existenz und Relevanz (unter anderem¹⁸) von dem Ausmaß der Siedlungskonzentration abhängen, also sowohl dem Grad der Konzentration bestimmter Bevölkerungsgruppen in einzelnen Stadtvierteln als auch dem Maß, in dem eine Gruppe in solchen Siedlungskonzentrationen lebt. Generell zeigen die hier vorgelegten Länderstudien und die parallel veröffentlichte Untersuchung zu Deutschland (Schönwälder/Söhn 2007), dass in wichtigen europäischen Einwanderungsländern Formen und Ausmaße der Siedlungskonzent-

¹⁷ Vgl. auch die bereits von Schofield (2006: 98) referierten Ergebnisse einer Studie in Berliner Grundschulen. Merrens (2005) kam hier zu dem Schluß, dass Schulleistungen dann beeinträchtigt würden, wenn innerhalb einer Klasse eine große Gruppe von SchülerInnen einer bestimmten Herkunfts- und damit Sprachgruppe an gehöre. Dies verleite dazu, in der Herkunftssprache zu kommunizieren, wodurch die Deutschkenntnisse nicht optimal entwickelt würden.

¹⁸ Hinzu kommen andere Bedingungen, vor allem Existenz und Qualität ethnischer Gemeinschaftsstrukturen.

ration von Einwanderern bzw. ethnischen Minderheiten vorliegen, die weit unterhalb des in vielen US-amerikanischen Städten Üblichen liegen. Dies könnte ein Grund dafür sein, dass europäische WissenschaftlerInnen insgesamt skeptischer als amerikanische Kollegen sind, ob das Wohnumfeld wesentlichen Einfluss auf individuelle Lebenschancen, Orientierungen und Verhaltensweisen nimmt. Neben dem drastisch geringeren Ausmaß der residentuellen Segregation könnten auch die in europäischen Städten geringeren Unterschiede zwischen den Lebensbedingungen in unterschiedlichen Stadtvierteln, die größere Mobilität innerhalb einer Stadt (öffentlicher Nahverkehr) und der Einfluss wohlfahrtsstaatlicher Interventionen dafür verantwortlich sein, dass dem Wohnumfeld weniger Bedeutung zukommt (vgl. etwa Friedrichs/Galster/Musterd 2003). Dies sind bislang allerdings Hypothesen.

Insgesamt liegen in der europäischen Forschung eher Indizien als solide belegte und daher belastbare Erkenntnisse über die Auswirkungen einer sozialräumlichen Konzentration von MigrantIn- bzw. Minderheitengruppen auf individuelle Lebenschancen und individuelle wie kollektive Orientierungen vor. Diese Hinweise summieren sich nicht zu einer Bestätigung für verbreitete Sorgen über eine vermeintliche Abschottung von Migrantengruppen in segregierten Räumen. Es wäre aber auch voreilig und unverantwortlich, pauschal Entwarnung zu melden und Problemballungen in einzelnen Quartieren deutscher Städte keine Beachtung zu schenken. Vor allem in den Schulen wirkt sich eine räumliche Trennung von armen und besser gestellten bzw. alteingesessenen und zugewanderten Menschen negativ im Sinne eines zu homogenen Lernumfeldes bestehend aus auf unterschiedliche Weise benachteiligten Schülerinnen und Schüler aus. Dabei bringt diese Konstellationen zumindest auch – vermutlich vor allem – der Rückzug der ethnisch Deutschen und der sozial besser Gestellten, hervor – und nicht das Streben der MigrantInnen nach Gemeinschaft. Deutliche Hinweise gibt es auch, dass für das Ausmaß der interethnischen Kontakte der Mehrheitsbevölkerung ein gemischtes Wohnumfeld positive Auswirkungen hat.¹⁹

Über die räumliche Grundlage ethnischer Gemeinschaften in Deutschland, wie ihre Funktionsweise insgesamt, wissen wir kaum etwas. Auch z. B. die Rolle sozialer Kontakte und engerer Netzwerke für die Arbeitsmarktintegration von Personen mit Migrationshintergrund sollte weiter erforscht werden. Denn es ist plausibel, wenn auch bislang nicht erwiesen, dass deren soziale Netzwerke weniger Unterstützung bei Arbeitsplatzsuche und Karrieren bieten als die alteingesessener Deutscher. Es ginge hier also um die Identifikation eines Faktors für Benachteiligungen, der Konsequenzen für Gleichberechtigung anstrebende Interventionen haben könnte.²⁰ Im Gesamtbild aber sprechen die bislang vorliegenden Indizien nicht dafür, Forschungsanstrengungen – ebenso wie politische Interventionen – auf die sozialräumlichen Strukturen zu konzentrieren.

¹⁹ Allerdings hängen die Qualität der Kontakte und gegenseitige Einstellungen von einer Reihe von Bedingungen ab, vgl. dazu etwa Hewstone 2004.

²⁰ Dabei ist nicht nur an Interventionen zu denken, die es anstreben Siedlungsstrukturen zu verändern. Denkbar wäre es auch, den Einfluss informeller sozialer Netzwerke auf die Vergabe von Arbeitsplätzen zu reduzieren.

Literatur

- Alba, Richard und Nancy Denton (2004): Landscapes of diversity: Residential patterns of immigrant minorities, in: Nancy Foner and George Frederickson (Hg.), *Not Just Black and White: Historical and Contemporary Perspectives on Immigration, Race, and Ethnicity in the United States*. New York: 237-261.
- Alpheis, Hannes (1988): Das Wohnquartier und die Zufriedenheit seiner Bewohner. Kontextanalysen – Anwendung und Kritik, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 29: 328-356.
- Anhut, Reimund und Wilhelm Heitmeyer (2000): Desintegration, Konflikt und Ethnisierung. Eine Problemanalyse und theoretische Rahmenkonzeption, in: Heitmeyer/Anhut (2000), 17-75.
- Anhut, Reimund und Wilhelm Heitmeyer (2000): Bedrohte Stadtgesellschaft. Diskussion von Forschungsergebnissen, in: Heitmeyer/Anhut (2000), 551-569.
- Blasius, Jörg und Jürgen Friedrichs (2004): Einstellungen zu devianten Verhaltensweisen von Deutschen und Türken in zwei benachteiligten Wohngebieten von Köln. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in: Uwe-Jens Walther und Kirsten Mensch (Hg.), *Armut und Ausgrenzung in der „Sozialen Stadt“*. Konzepte und Rezepte auf dem Prüfstand, Darmstadt: 43-65.
- Boos-Nünning, Ursula und Yasemin Karakaşoğlu (2005): Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Münster.
- Brännström, Lars (2007): Making their mark. Disentangling the effects of neighbourhood and school environment on educational achievement, working paper, Swedish Institute for Social Research, Stockholm.
- Brandt, Martina (2005): Soziale Kontakte als Weg aus der Erwerbslosigkeit. P.AGES 2 – Diskussions-Papier der Forschungsgruppe Arbeit, Generation, Sozialstruktur (AGES), Universität Zürich.
- Brandt, Martina (2006): Soziale Kontakte als Weg aus der Erwerbslosigkeit, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58(3), 468-488.
- Buck, Nick (2001): Identifying Neighbourhood Effects on Social Exclusion, in: *Urban Studies*, 38(12): 2251-2275.
- Clark, Kenneth und Stephen Drinkwater (2002): Enclaves, neighbourhood effects and employment outcomes: Ethnic minorities in England and Wales, in: *Journal of Population Economics*, 15(1), 5-29.
- Drever, Anita I. (2004): Separate Spaces, Separate Outcomes? Neighbourhood Impacts on Minorities in Germany, in: *Urban Studies*, 41 (8): 1423-1439.
- Drever, Anita I. und C. Katharina Spieß (2006): Netzwerke sind bei der Stellenfindung von Migranten bedeutend. In: *DIW Wochenbericht* 73 (21): 327-331.
- Drever, Anita I. und William A.V. Clark (2006): Mixed neighbourhoods, parallel lives? Residential proximity and inter-ethnic group contact in German neighbourhoods, unveröff. Manuskript (www.bris.ac.uk/Depts/CMPO/events/workshops/effects/main.htm).
- Durlauf, Steven N. (2004): Neighbourhood Effects, in: *Handbook of Regional and Urban Economics*, Bd. 4: *Cities and Geography*, hg. von J. Vernon Henderson und Jacques-Francois Thisse, Elsevier: 2174-2242.
- Esser, Hartmut (2006a): Migration, Sprache und Integration, AKI-Forschungsbilanz 4, Berlin.
- Esser, Hartmut (2006b): Migration, Language and Integration. AKI Research Review 4, Berlin.
- Esser, Hartmut (2006c): Sprache und Integration. Die sozialen Bedingungen und Folgen des Spracherwerbs von Migranten, Frankfurt/New York.
- Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class. Why cities without gays and rock bands are losing the economic development race, in: *Washington Monthly*, May.

- Friedrichs, Jürgen, George Galster und Sako Musterd (2003): Editorial. Neighbourhood Effects on Social Opportunities. The European and American Research and Policy Context, in: *Housing Studies*, 18(6): 797-806.
- Gestring, Norbert/Andrea Janßen/Ayca Polat (2006): Prozesse der Integration und Ausgrenzung. Türkische Migranten der zweiten Generation, Wiesbaden.
- Gijsberts, Merove und Jaco Dagevos (2005): *Uit Elkaars Buurt: de invloed van etnische concentratie op integratie en beeldvorming*. Den Haag: SCP. [English summary auf www.scp.nl].
- Haug, Sonja (2003): Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. Unterschiede in der Ausstattung mit sozialem Kapital bei jungen Deutschen und Immigranten, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 55(4): 716-736.
- Häußermann, Hartmut (2006): Desintegration durch Stadtpolitik? in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 56(40-41): 14-22.
- Häußermann, Hartmut (2005): Integration und Urbanität – eine problematisch gewordene Beziehung, in: *Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.), Zukunft von Stadt und Region*, Bd. 1, Wiesbaden: 19-51.
- Heitmeyer, Wilhelm und Reimund Anhut (Hg.) (2000): *Bedrohte Stadtgesellschaft. Soziale Desintegrationsprozesse und ethnisch-kulturelle Konfliktkonstellationen*. Weinheim & München.
- Hewstone, Miles (2004): Neuere Forschungen über Intergruppenkonflikte: Konsequenzen für den Umgang mit Migration und Integration, WZB-discussion paper Nr. SP IV 2004-601, Berlin.
- ILS [Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen] (2003): Sozialraumanalyse – Soziale, ethnische und demographische Segregation in den nordrhein-westfälischen Städten. Gutachten für die Enquetekommission „Zukunft der Städte in NRW“ des Landtags Nordrhein-Westfalen, Dortmund/Bochum.
- Johnston, Ron, Deborah Wilson und Simon Burgess (2007): Ethnic segregation and educational performance at secondary school in Bradford and Leicester, *Environment and Planning* 39: 609-629.
- Massey, Douglas S. (2004): Segregation and Stratification: a biosocial perspective, in: *DuBois Review* 1(1): 1-19.
- Merkens, Hans (2005): Schulkarrieren von Kindern mit Migrationshintergrund in den ersten drei Jahren der Grundschule. Ergebnisse aus dem Projekt BeLesen: Berliner Längsschnittstudie zur Lesekompetenzentwicklung von Grundschulkindern. (Bericht aus der Arbeit des Arbeitsbereichs Empirische Erziehungswissenschaft Nr. 43). Berlin: Freie Universität Berlin.
- Morenoff, Jeffrey D., Robert J. Sampson und Stephen W. Raudenbush (2001): Neighborhood Inequality, Collective Efficacy, and the Spatial Dynamics of Urban Violence. Population Studies Center at the Institute for Social Research, University of Michigan, Report No. 00-451 (revised).
- Nauck, Bernhard (1988): Sozial-ökologischer Kontext und außerfamiliäre Beziehungen. Ein interkultureller und interkontextueller Vergleich am Beispiel von deutschen und türkischen Familien, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 29: 310-327.
- Nauck, Bernhard/Kohlmann, Annette (1998): Verwandtschaft als soziales Kapital – Netzwerkbeziehungen in türkischen Migrantenfamilien, in: Michael Wagner/Yvonne Schütze (Hg.), *Verwandtschaft. Sozialwissenschaftliche Beiträge zu einem vernachlässigten Thema*. Stuttgart: 203-235.
- Nivoroshkin, Anton, Laura Romeu Gordo, Christoph Schöll, Joachim Wolff (2006): Arbeitsuche von Migranten. Deutschkenntnisse beeinflussen Suchintensität und Suchwege, IAB Kurzbericht Nr. 25.
- Oberwittler, Dietrich (2007): The Effects of Ethnic and Social Segregation on Children and Adolescents: recent research and results from a German multilevel study, WZB Discussion Paper SP IV 2007-603, Berlin.
- Pott, Andreas (2004): Ethnizität und Lokalität als Aufstiegsressourcen. Theoretische Überlegungen und das Beispiel des Bildungsaufstiegs in der zweiten türkischen Migrantengeneration in Deutschland, in: *Erdkunde*, 58(1): 42-52.

- Schönwälder, Karen und Janina Söhn (2007): Siedlungsstrukturen von Migrantengruppen in Deutschland: Schwerpunkte der Ansiedlung und innerstädtische Konzentrationen, WZB Discussion Paper SP IV 2007-601, Berlin.
- Schofield, Janet Ward in Zusammenarbeit mit Kira Alexander, Ralph Bangs und Barbara Schauenburg (2006a): Migrationshintergrund, Minderheitenzugehörigkeit und Bildungserfolg. Forschungsergebnisse der pädagogischen, Entwicklungs- und Sozialpsychologie, AKI-Forschungsbilanz 5, Berlin.
- Schofield, Janet Ward in cooperation with Kira Alexander, Ralph Bangs and Barbara Schauenburg (2006b): Migration Background, Minority-Group Membership and Academic Achievement. Research Evidence from Social, Educational, and Developmental Psychology. AKI Research Review 5, Berlin.
- Wimmer, Andreas (2002): Multikulturalität oder Ethnisierung? Kategorienbildung und Netzwerkstrukturen in drei schweizerischen Immigrantenvierteln, in: Zeitschrift für Soziologie, 31(1): 4-26.